

# In freier Stunde

## „Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(4. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

Stanislaus Bogar — in Kreisen, die ihn beanspruchten, St. Bogar genannt — hatte damals zu ihrer Eheschließung mit Herrn Thomas Hellborn kein Wort verloren. Seit jeher hatte er sich auch den kapriçziösesten Wünschen seiner kleinen Tochter gefügt, auf ihren Befehl sogar ein spätes Glück an der Seite einer schönen, lebensklugen Frau ausgeschlagen, weil Simone irgendetwas an dieser Verbindung nicht paßte. Vielleicht weil die Dame St. Bogarscher Wahl für die Frauenrolle zu jung und für die Mutterrolle zu schön war.

Einen deutschen Diplomaten . . . „Du liebst ihn?“ hatte er gefragt. Ihr Ja war erst nach dem Bruchteil einer Sekunde gekommen — und dann hatte sie sich aus irgendeinem Grunde verpflichtet gefühlt, für Tom einzutreten, als der schmale Mund von St. Bogar in diesem Sekundenbruchteil noch schmaler wurde.

„Er ist befähigt, Stani — ein Mann mit Zukunft.“ Seit ihren frühesten Kindertagen sprach sie den Vater mit dem zärtlichen, vertrauten Namen an; die einzige, die das tun durfte . . . „Er wird Karriere machen, wenn ich hinter ihm stehe.“ — Und er hatte sie angesehen, mit seinem tastenden Blick, der in alle Hintergründe reichte. — Ja, sie war seine Tochter, sie wollte mitspielen in dem großen Kräftespiel der Völker, in dem gefährlichen Schach, in dem auch die besten Spieler nie zur Meisterschaft aufrücken. — Und hatte ihr einen zärtlichen Kuß auf die Stirn gedrückt: „Gut, Find, schon gut . . .“ und einen Kopf größer als sie, hatte er auf sie herabgesprachen, in ihr Köpfchen hinein, mit einem unvergeßlich eindringlichen Tonfall: — „du wirst nie vergessen, wo dein Vaterland ist.“ — Ja, sie hatte ihn damals mit einem leisen Zittern ihres Herzens verstanden. — — —

Weshalb fiel ihr das alles jetzt gerade ein? —

Bah, Balinys mit seinen albernen Heimlichkeiten! Er nahm sich und die Dinge viel zu wichtig. Tom genau so. Alle diese Herren, wo sie immer auch sein mochten, am Quai d'Orsay oder an der Pforte, sie taten alle so, als hätten sie direkten Eintritt in die Herrgottswerkstatt. Schon die Portiers in der Wilhelmstraße hatten solche Gesichter wie Panzerschranke, zu denen man sieben Schlüssel braucht. — Wenn sie manchmal heimlich in die Altentücher hineinguckte, die Tom zuweilen heimbrachte, dann konnte sie es nicht verstehen, weshalb er mit der Aengstlichkeit eines Geizhalses über ihnen wachte — und dreimal in der Nacht aufsprang und sich davon vergewisserte, daß

Schreibtisch und Safe auch tatsächlich abgeschlossen waren. Er benahm sich dann gerade so wie ein pensionierter Oberpostsekretär mit akuter Cashahnsychose.

Ihre sehnsüchtigen, brennenden Träume, selber mit den kleinen Händen in die großen Räder zu greifen? —

Sie war plötzlich versunken, nachdenklich, geistesabwesend. — Aus dem hohen Facettauge des Spiegels starrten hundert Simones mit leicht verschrägtem Blick aneinander vorüber, Profile, Halbprofile, Simones en face . . .

Was war aus diesen heimlichen Wünschen geworden? Wann hatte sie auch nur einen Blick in das Getriebe werfen dürfen, dessen geheimnisvoller Gang sie so sehr erregte?! — Die kleinen, weißen Zähne gruben sich spitz in die Lippen ein. Tom . . . wenn die Ehe mit ihm ihr nichts weiter bringen sollte, als eine Kette langweiliger Bälle, seriöser Empfänge, Moderevuen am laufenden Band, — oh, dann hätte sie ebensogut einen Filmstar heiraten können, oder Marescus Deltürme, — oder eine begehrenswerte Frau bleiben sollen in dem lustigen Paris!

An den europäischen Horizonten leuchteten die Wetter. An allen Grenzen schwelten die Feuer. Überall kochte Lava, zitterte die Erde vor unterirdischen Eruptionen — und sie, Simone Bogar? Lebte auf dem Parkett der Salons, — nebenher! Nebenher! Hörte die Räder sausen, — hinter verschlossenen Türen, hinter verbotenen Eingängen! — — —

Das Telephon schnarrte. Simone fuhr nervös auf. Sie sah ihr Zusammensuchen in zahllosen Spiegelgesichtern, Profilen, Halbprofilen und en faces, — es war ihr, als hätten viele fremde Augenpaare sie beobachtet. Sie schlug die Flügel ihres kosmetischen Altars klirrend zusammen.

Was war es doch gleich, — ja, sie hatte sich mit Balinys verabredet und Grimoni meldete, daß der Wagen startbereit sei. Balinys mit seinen albernen Heimlichkeiten! — Wenn man Tom durchaus nach Litauen lancieren wollte, gut, ihr sollte es recht sein. Ewig würde man dort ja nicht bleiben.

Wieder grub sich die kleine Falte in die gepuderte Stirn. Und wenn Tom sie weiter in Vorzimmern sitzen ließ, wenn sie weiter nur durch die Schlüssellocher den politischen Alchimisten zuschauen sollte . . . Tom durfte nicht vergessen, daß er vor gar nicht allzu langer Zeit noch ein kleiner Zauberlehrling war — und daß er erst durch sie zu den großen Retorten kam, in denen die Geschichte der Zeit so kunstvoll gebraut wird, so

kunstvoll und unberechenbar. Nein, ewig wird man nicht in Romo sitzen, — und wer will wissen, ob man ewig zusammenbleibt? Du vergißt, mein Lieber, wie lang das Leben ist und daß ich keine Frau bin, die auf das Fest der goldenen Hochzeit einen besonderen Wert legt. —

Babett schlüpfte wieder ins Zimmer. Ihr Haar war ein wenig verdriekt. Die Bestellung an Grimoni hatte etwas lange gedauert, nicht wahr? — Sie duckte sich, als sie Simones verändertes Gesicht sah, diesen stahlblauen Glanz um die Iris, der Simones Augen denen ihres Vaters so ähnlich machte, wenn seine Untergebenen zitterten. Nein, heute hatte Simone kein Verständnis für die Herzengeschichten kleiner Josen. Man mußte ein Nichts werden, eine Unausfälligkeit, um nicht ihren Zorn herauszufordern.

Unten riß Grimoni den Schlag des Kabrioletts auf. So ein hübscher Junge, der zu dem Wagen paßte, als sei er vom Chefkonstrukteur zu diesem schnittigen Modell mit entworfen worden. Und er konnte wie der Teufel fahren, dieser kleine Neapolitaner, mit der schmetternden Kühnheit eines Heldenrenners, und in den gefährlichsten Kurven machte er ein Gesicht, als läge er Rigolettoarien.

„Sie haben sich um den Wagen zu kümmern, Signore Grimoni, verstehen Sie? Und nicht um meine Josen!“ Simone setzte sich ans Steuer und schlug die Tür so heftig zu, daß sich Grimoni nicht gewundert hätte, wenn die fristlose Entlassung gleich hinterher gekommen wäre. Die wievielte? Die fünfte, die zehnte oder fünfzehnte? Benedetto hatte es ausgegeben, seine Stellungen zu zählen. Er konnte jedoch mit einigem Stolz behaupten, daß es immer Kavalieregeschichten waren, derentwegen er bisher gesloggen war

Dieses Mal also nicht. Auch gut.

Der Zug hatte noch eine ganz ansehnliche Fahrt, als Hans Hellborn bereits absprang. Vierundzwanzig Stunden und darüber ununterbrochen im Motorenlärm und über den Rädern, lief er ein wenig steif in den Beinen und ungewohnt des festen Bodens auf Brigitte zu. Er sah etwas übernächtigt und abgesspannt aus und seine Rasur war nicht ganz frisch und trakte Brigitte, als er sie küßte.

„Ihr habt meine Nachricht hoffentlich rechtzeitig erhalten,“ fragte er noch während der Begrüßung, die stiller ausfiel, als es sonst wohl geschehen wäre, wenn sein Besuch nicht diesen Anlaß gehabt hätte. — Brigitte nickte. Die Kehle war ihr zugeschnürt, aber aus ihren Augen leuchtete die Freude über sein Kommen. Er hob den schmalen und leichten Reisekoffer auf und nahm Brigittes Arm.

„Zwölf Jahre . . .“ sagte er fast verwundert. Der Hohenburger Bahnhof hatte sich in dieser Zeit nicht verändert. Das kleine, rote Dienstgebäude war nicht gewachsen, nein. — an den Fenstern, die spitzbogig waren wie die Fenster von Spielzeugkasernen, glühte der rote Rauch der Pelargonienstöcke. Auf der Hungerbank vor dem Eingang zum Wartesaal saßen fünf verhüllte Bäuerinnen von der Grenze hinter ihren Rippen, als ob sie zwölf Jahre dort gesessen hätten. Sie blickten aus lehmgrauen, faltigen Gesichtern stumm vor sich hin und sahen in ihren schwarzen Dreieckskopftüchern aus dicker Chenille wie eine Bank voller Zahnkranker aus. —

„alles wie früher, — und auch du, Brigitte, obwohl du damals doch ein kleines Mädel warst,“ — er blieb sekundenlang stehen und sah sie aufmerksam an, „nein, du bist mir nicht fremd, — ich habe mir gedacht, daß du so aussehen müßtest, — viele Flüge von Mutter . . .“

Sie preßte seinen Arm mit leisem Drud, zärtlich, fast bräunlich, und wurde ein wenig rot dabei.

Das Gespann war durch die Nähe des ratternden, vorwühlenden Hotelomnibusses vom Preußischen Hof unruhig geworden. Der Kutscher Theo, den schwarzen Flor am glänzenden Lackzylinder, führte die Gänle rings um die Bahnhofsaußfahrt

Dem Theo, dem alten Kerl, hing vor Rührung über das Wiedersehen mit dem jungen Herrn ein glitzernder Tropfen auf der Wade. „Na, denn man rauf und los!“ befahl er schließlich mit der Selbstverständlichkeit, zu der ihn dreißig Dienstjahre bei den Hellborns berechtigten.

Die Gänle griffen schlank aus. In den grauen Plüschpolstern des Jagdwagens hielt Jolli Brigittes Hand. Seine Schultern nahmen fast zwei Drittel der Rücklehne ein. Braun und gesund war die Haut hinter den Bartstoppeln.

„Ich freue mich ja so sehr, daß du gekommen bist, Hans!“ Ja, Hans sah so aus, als ob er frische Luft mitbrachte; Sauerstoff in die plötzlich so stickig gewordene Atmosphäre des Warjether Hauses. Da sah nun die älteste Schwester Hertha mit dicken Augen, rot und verheult, und wußte nicht, was aus ihr werden sollte mit ihren dreißig Jahren. — Brigitte selbst hatte der Tod des Vaters auch den Boden unter den Füßen fortgezogen; er bedrohte nicht gerade ihre Existenz, aber er hatte ihnen die innere Sicherheit genommen — das Zugehörigkeitsgefühl. Thomas . . . Er war ihnen völlig fremd geworden.

Jolli drängte Brigitte zum Erzählen. Von den letzten Stunden des Vaters. Und von sich selbst. Es war nicht allzuviel, was sie zu sagen hatte.

„. . . Mädchen für alles. Küchenhilfe. Spezialist für Ferkelzucht und dritter Mann zum Skat oder vierter zum Mausekeln um einen Pfennig, solange der alte Herr noch lebte. Man steht früh auf und geht früh schlafen. — Du kennst das alles ja.“ — Es klang ein wenig müde.

Der Wagen rasselte über das Kopfsteinpflaster Hohenburgs. An überladenen Schaufensterchen und alten und neuen Firmenschildern vorbei. Ueber den großen, langgestreckten Markt mit der Südfront verwitterter Giebelhäuser und der neuen Nordseite, die nach der Kriegszerstörung modern und neu aufgebaut worden war und das ganze architektonische Gewicht zu sich herüberzog. Und weiter durch das Hohe Tor, am Gymnasium und Amtsgericht vorüber . . .

„Ist Tom bereits in Warjethen?“ fragte Hans Hellborn, von der Heimatluft und den Erinnerungen erstickt.

„Seit zwei Tagen.“

„Und unsere Schwägerin? — Du schreibst mir übrigens so wenig über die ganze Geschichte. Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe, wie . . .“ Er schwieg plötzlich und merkte an ihrem Gesicht, daß er da unversehens in einen Porzellanladen gesprungen. — „Hallo,“ sagte er etwas erstaunt und kniff ein Auge zusammen, „ihr steht euch nicht gut, bitte, oder . . .?“

„Oh, nicht gut und nicht schlecht,“ sagte Brigitte gleichgültig. „Wir kennen uns kaum. Nach der Hochzeit war Tom damals mit seiner Frau zwei Tage in Warjethen, — und hat in diesen zwei Tagen mit ihrer Jose die Koffer dreimal ausgepackt, die Simone mit ihrer Kammerfrau dreimal eingepackt hatte.“

Jolli verstand nicht recht . . .

„Sie stirbt an der Landschaft hier, an unserer Luft, an den Menschen und an Herthas Küche. Sehr einfach, — sie stirbt überall, unsere Schwägerin Simone, wo die Welt nicht sündhaft teuer ist wie eine renommierte Schneiderei. Von mir aus . . .“ sie zuckte die Schul-

tern, „aber Hertha ist kreuzunglücklich darüber. Ihr Warjetzen!“ Brigitte verdrehte ein wenig die Augen und ritt mit der Stimme verückt auf jedem einzelnen Buchstaben von Warjetzen spazieren. — Sie lieferte eine verblüffende Kopie von Herthas Ausdruck und Stimme. Hans Hellborn mußte lächeln. Brigitte lehnte zurück.

„Hertha kann eben nicht begreifen, daß man von Asphaltodeur lebt und sich an Ruhftalparfüm vergiftet. Daß die Stille der Wälder und die Ruhe unseres

Hauses Simonas Nerven zerreißen — und daß es auch Menschen gibt, die Rührreier mit Sped für kein Erholungsmittel halten. — Da kann man natürlich nichts machen.“

Hans Hellborn hörte etwas unaufmerksam zu.

„Sie kam nicht zur Beisehung nach Warjetzen?“

„Nein.“ — Brigittes Ton war spröde, als erwartete sie eine Beendigung dieses Themas.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Haus in der Heimat

Erzählung von August Zeddes.

Ueber vier Jahrzehnte lang hatten sie getreulich für einander gelebt, der Bauer und die Bäuerin. Es war ein schöner und stattlicher Hof. Und der Boden war fruchtbar und allezeit ertragreich gewesen. Dann aber war die Bäuerin gestorben, wie die Halme sterben, wenn die Schnitter die Sense ziehen. Es war nichts Ungewöhnliches, beileibe nicht. Aber die Bäuerin war stets die Vermittelnde gewesen, zwischen der Frau und dem Erben des Bauern. Nun war das anders. Nun sie unter dem stillen Hügel lag, war die tiefe Kluft zwischen den drei Menschen auf dem Hofe von neuem aufgerissen.

Der Älteste hielt mit seiner Frau. Man konnte nicht sagen, daß sie nicht tüchtig war. Sie verstand ihre Arbeit. Und war gut zu ihrem Mann. Aber der Vater mochte sie nicht. Von Anfang an nicht. Weil sein Sohn eine andere freien sollte. Er hatte nicht darauf gehört. Von da an bestand ein tiefer Groll zwischen Vater, Sohn und Schwiegertochter.

Nun war die Mutter nicht mehr unter ihnen. Sie fehlte dem Bauern, der nun weiter keine Stütze mehr fand. Die Luft wurde ihm stickig. Was er sagte, das galt nicht. Die Frau des Sohnes machte es so, wie sie es wollte, und wie sie es für richtig hielt. Die Worte waren sparsam, wie Gold am Meeresgrund. Wohl sprach der Sohn mit dem Vater. Nicht viel. Nur, was unbedingt nötig tat. Er hatte den harten Bauernschädel vom Vater geerbt. Die Blicke liefen aneinander vorbei und suchten sich nicht. Der Bauer sah allein, ah allein, blieb allein auf seinem Zimmer. Er fühlte sich überflüssig und an die Seite geschoben. Und fühlte, daß er hier nicht mehr hergehörte. Was er sein Leben lang in den Händen gehalten hatte, war ihm entglitten. Es gab Aerger und ständige Streitigkeiten. Manchmal wurde er grob, wenn sein alter Bauernstolz sich aufbäumte. Das brachte dem Sohn erneut Aerger und seiner Frau Tränen ein. Der Haß wurde größer, der Zustand unerträglich. Der Vater gehörte nicht mehr auf den Hof. Er stand den beiden Menschen im Wege. Er ertrug das nicht länger.

Sein zweiter Sohn, der in der Stadt verheiratet war, erfuhr davon. Er verstand sich gut mit dem Vater. Auch seine Frau. Sie wollten den Alten zu sich nehmen. So könne er seinen Lebensabend in Ruhe und Frieden bei ihnen verbringen. Der Bauer ging auf den Vorschlag ein. Lieber in der fremden Stadt sein, als jeden Tag Haß fühlen und schiefe Blicke, mürrische Mienen zu sehen.

Ohne Worte hatte er Abschied von dem genommen, was ihm einmal gehörte. Ganz still tat er das. Strich hier über ein altes Gebälk, belopfte die Mäuler der wiederkäuenden Kühe, kaulte dem Hüttenhund die Ohren, bläute in den Garten mit den Obstbäumen und betrat das alte Badhaus und tat einen langen Blick zum grünen Kreuzhügel hinterm Dorf. Dann war er gegangen. Ohne sich umzusehen, ohne zur Seite zu blicken. Wie einer, der in die Fremde zieht. Ziehen muß, weil es ihn aus der Heimat fortreibt, weil man vergessen hatte, daß er der Vater des Erben war. Aber zur Last fallen, Gnadenbrot essen müssen und nur geduldet werden, nein, das wollte er nicht. Er war Bauer und wollte nicht zum Hanswurst werden. Was er einmal gesagt hatte, das trug Gewicht und hatte Geltung. Seine Ansicht konnte durch nichts geändert werden.

So ging er denn. In Unfrieden. An der Seite des zweiten Sohnes, der ihn abholte. Sie sprachen nicht. Und brauchten nicht zu sprechen, weil beide wußten, was sie dachten. Die Schwiegertochter in der Stadt war freundlich zu ihm und umhegte ihn wie ein Kind. Oh, er spürte das wohl. Es tat ihm gut, ganz gewiß. Nur konnte er es nicht so vom Munde geben. Wer in den Augen lesen konnte, der sah es. Aber er blieb still und wortkarg. Obwohl er nichts auszusprechen hatte und gut aufgehoben war.

Die Zeit verging. Wie sie immer vergeht, ohne daß man es sonderlich zu merken scheint. Der Bauer blieb fremd in der Stadt. Er kannte sie nicht. Und wußte nicht viel mit ihr an-

zufangen. Ihr fehlte der Geruch der Scholle, der weite Dorfhimmel, die braunen Acker, die Wärme und der Dunst der Stallungen. Hier gab es nur viele Menschen, viele Häuser und viel Straßen. Weil soviel davon vorhanden war, sah er nichts anderes. Und seine Ohren waren nicht an den Lärm der Großstadt gewöhnt. Sie kannten nur das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Kühe, das Gringen der Schweine, das Knarren der Aderwagen auf der Landstraße. Nein, er wurde nicht heimisch in dieser Stadt. Die Stadt — das war sein Sohn. Das war auch seine Schwiegertochter. Weil beide darin wohnten, hielt er es in ihr aus.

Sie sahen ihm jeden Wunsch von den Augen ab, obwohl er nie Wünsche äußerte. Sie pflegten ihn wie einen Kranken. Nun, krank war er nicht. Aber schwach. Altersschwäche und müde vom Leben. Das Herz wurde träge. Und die Lungen, nun ja, die schmerzten, wenn er atmete. Er wußte wohl, daß seine Uhr nicht mehr viel Federkraft besaß und durch baldigen Stillstand für immer vom Klopfgeräusch entlastet werden würde. Das sagte ihm niemand. Er fühlte es. Und nun er gewaltsam dem natürlichen Mutterboden entrissen war und in der Asphaltluft der Großstadt leben mußte, war es ihm, als liefen diese vom Tode schon abgezählten Stunden viel schneller hin, um in steiler Kurve bergab zu wandern, dem dunklen Schoß der Gräbererde zu.

Dies Gefühl gab ihm irgendwie eine letzte Kraft. Sein Leben durfte in der Großstadt nicht verrinnen und verfließen. Er gehörte nicht zu ihr. Sie paßte nicht zu ihm. Er war nur ihr Gast. Weil sein Sohn ihn zu sich genommen hatte. Heimat war sie ihm nicht. Und konnte sie ihm nicht werden.

Immer stärker trieb es den Alten an. Immer mächtiger schwall die Sehnsucht in ihm an. Die Sehnsucht — nach dem Haus in der Heimat! Nicht deshalb ging er jeden Vormittag in die grünen Anlagen auf dem Hügel der Stadt, weil dort alte Männer saßen, die wie er ihre weißen Scheitel und faltigen Hände in die Sonne hielten und gebuldig auf das Ende warteten, nein, das war es nicht, wenigstens nicht allein. Von hier aus konnte er einen Blick in die freie Landschaft tun. Grüne Felder. Nahe Wälder. In der Ferne ein langer Berggrüden. Dort war die Richtung. Dort, den Blicken unsichtbar, stand irgendwo sein Dorf, seine Heimat, sein Haus. In dieses Bild sog er sich fest. Viele Stunden lang. Viele Tage lang. Das Haus wuchs ihm in den Blick, wie ein Dom, wie eine Kirche. Obwohl es nur ein einfaches Bauernhaus war, schmucklos wie jedes andere im Dorf.

Eines Tages lehrte er nicht zurück. Am Mittag nicht. Am Abend nicht. Der Sohn fragte die Alten auf den Bänken. Sie wußten es nicht. Sie sprachen davon, daß der Bauer sich an der Landschaft nicht satt genug sehen konnte. Ahnen konnten sie es nicht, was den Alten fortgetrieben hatte. Nur der Sohn ahnte es. Und hatte recht. Der Bauer war stillschweigend fortgegangen, der Landstraße zu. Nur mit dem Stock in der Hand. Das Köcheln in den Lungen. Das langsame Sterben in den Augen. Es ging nur mühsam mit dem Ausschreiten. An jedem Kilometerstein verhielt er. Sezte sich. Hielt sich die Seiten. Aber die Blicke waren in die Ferne gerichtet. Dorthin, wo seine Heimat war. Dorthin, wo das Haus seiner Heimat stand. Hinter den breiten Saatfeldern. Hinter dem blauen Waldgrüden. Er machte sich keine Gedanken, daß man sich um sein Fernbleiben ängstlich sorgte. Wer seine Seele kannte, der mußte ihn verstehen. Der mußte fühlen, warum er diesen Weg ging, allein ging. Ohne davon zu sprechen.

Seine Augen wurden hell und groß, mit jedem Schritt, mit der die Ferne ein klein wenig näher zu ihm heranwuchs. Ein Greis war er, der durch den Staub der Landstraße einem wandernden Landstreicher ähnlicher wurde. Und dem das Schicksal auf die Schulter klopfte und Mitleid mit ihm zeigte. Ein Milchwagen hielt und nahm ihn auf. Er wollte da und da hin,

weiter sagte er nichts. Nicht, wer er sei, nicht, warum er dort hin wolle. Nun, der Mann auf dem Wagen fragte nicht danach. Aber er fuhr an dem Ort vorbei, der ihm genannt war.

Der Bauer war abgestiegen, als die ersten Häuser sichtbar wurden. Die Freude brannte in seinen Augen. Gut war es, daß die Abenddämmerung kam. So sah ihn niemand. So erkannte ihn niemand. Er ging langsam. Blicke oft stehen. Jeder Winkel war ihm vertraut. Jedes Haus kannte er. Oh, alles stand noch so wie sonst. Die kleine Kirche mit dem breiten Turm. Das Schulhaus. Die Gartenzäune. Die Höfe mit den Stallungen. Das alles sah er. Mit leisen Schritten. Er hätte hinfallen können, so müde war er. Die Lungen schmerzten. Die Kniegelenke zitterten ihm. Und die Hand, die den Stod führte, zitterte auch. Sein Haus! Er rief den Hund an. Der erkannte ihn und winselte, als er die zitternde Hand im Nacken fühlte.

Dann stand er auf der Diele. Der Duft der Stallungen, der Geruch des braunen Gebälks, der getünchten Wände, des Klee- haufens in der Ecke, der Räucherduft der Würste unter der Dielenbede, alles das, ach, wie war ihm das vertraut. Nun zog er die merkwürdige Dieselluft ein, gierig wie ein Dürstender. Er schwankte ein wenig; blieb stehen; schloß die Augen; hielt sich die Rippen; fühlte Schwäche in den Beinen, die den Dienst versagten. Er wollte weitergehen, dorthin, wo früher seine Kammer gelegen — da öffnete sich die Küchentür:

„Jä hewwe et doch e'heuert, dat einer upp user Dähle is!“

Es war die Stimme der Schwiegertochter. Der Lichtschein traf den Alten. Aus Schreck und Ueberraschung gemischt, sprang ein Schrei aus der Stimme: „Du — Bader?“

Da war der Sohn aufgesprungen. Trat auf die Diele, während die Frau sich abwandte. „Uje Bader? Wat seggst du da? — Ja, . . . Bader, wo kümmt denn dat?“ sprach er, als er den Alten vor sich sah, dem die Augen feucht geworden waren. „Watt wutt du hier, Bader?“

Des Alten Lippen bewegten sich. Seine Augen flehten. Dann sprach er. Man fühlte, wie der Trost aus den Worten wich. Es lag ein weicher Klang darin. Ein Beugen. Eine Bitte: „Ach . . . latet med man bloß . . . n lüttjen Ogenblick sitten gahn. Jä bin so meue. Und id . . . wolle man bloß . . . mien Hus noch einmal weer . . . vor de Ogen kriegen!“

„Dann kumm rin, Bader!“ sprach der Sohn und öffnete die Tür zur Stube.

Der Alte setzte sich in den breiten Lehnstuhl. Schwerfällig. Stöhnend. Es war sein Stuhl, in dem er saß. Es war seine Bauernuhr, die laut und gleichmäßig in ihrem alten Gehäuse tickte. Es waren seine Räume, die um ihn waren. Es war sein Haus. Das Haus in der Heimat.

„Nu ist alles gut,“ sprach er langsam vor sich hin. „Nu id weer hier bin, nu kann id ruhig sterben. In'r Stadt, nā, da sonne id es nicht. Jä mußte hierher, na mien Hus, weil ich feuhle, dat es tau Erne geiht. Nu ward mid dat Starben lichte. Mag uje Herrgott nu kommen und mid tau sid nöhmen. Ich bin da.“

Der Sohn rief nach seiner Frau. Als sie hereintrat, sagte er nur: „Bader blint bi uns! Giv öhm de Hand! Ji möt' jöd weer verdragen!“

Sie tat es.

Der Alte blickte auf. Und griff die Hand, die sich ihm nie entgegengestreckt hatte.

„Bader — du hast et swar e'hat. Nu vergitt dat man.“

„Ja — Dochter.“

Dann zum Sohne gewandt: „Et ist doch mien Hus!“

„Ja, Bader, et is dien Hus!“

Wenige Tage später zählte er schon zu denen, die auf dem grünen Kreuzhügel sich sammeln, um auszuruhen von harter Arbeit. Am, erlöst von allem Ungemach, in tiefem Frieden hinüberzuschlummern in die Ewigkeit.

## Anekdoten um Frik Reuter

Zum 125. Geburtstag des Dichters am 7. November.

„Ji Schapslöpp!“

Das stürmische Jahr 1848 brachte Reuter, der damals an schriftstellerische Betätigung noch nicht dachte, nicht nur ein Abgeordnetenmandat für die kurzlebige mecklenburgische Kammer, sondern auch die Präsidentenwürde im „Reformverein“ seiner Vaterstadt Stavenhagen. Mit Eifer und Wärme ergriff Reuter hier die Fäden, ward jedoch bald inne, daß den Pflichtenbürgern nicht zu helfen war. Er legte deshalb sein Amt nieder und erklärte seinen Austritt aus dem Verein.

Die guten Stavenhager hätten aber den Sohn ihres verstorbenen Bürgermeisters offenbar gern noch länger an der

Spitze ihres Vereins gesehen; jedenfalls umringte die Versammlung ihn und suchte ihn umzustimmen. Wenn er aber durchaus nicht bleiben wollte, so solle er doch wenigstens seinen Grund angeben. Wenn ihn etwas verlegt habe, so solle ihm Genugthuung werden.

Reuter weicht aus, und so, unter allerlei ausweichenden Antworten, zieht er sich langsam zur Tür zurück. Er wird weiter bestürmt; schließlich, den Türdrücker bereits in der Hand, gibt er nach: „Na“, ruft er mit seiner vollen Stimme, „denn will't jug seggen, worüm id nich mehr will.“ Allgemeine Stille und Erwartung natürlich. Jetzt, bereits halb in der offenen Tür stehend, setzt Reuter hinzu: „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapslöpp!“

\*

### Der Rotzpon.

Reuter weilte in Bad Stuer. Nach den Kurvorschriften dortselbst war der Wein verpönt oder durfte nur stark verdünnt und auch dann nur in kleinen Mengen genossen werden. „Frikking“ aber wußte sich zu helfen. Er lud häufig seinen Verleger Hinstorff aus Wismar zu einer „geschäftlichen Besprechung“ nach Bad Stuer ein und bekam dann von seinem Arzt Bardey die Genehmigung, für diesen Besuch sich ein paar Flaschen Rotwein aus Flauen zu besorgen.

Eines Tages nun kommt Bardey in Reuters Zimmer, als dieser gerade eine „geschäftliche Besprechung“ mit Hinstorff hat. Zwei Flaschen Rotwein sind bereits geleert, eine dritte ist angehängt; vor Hinstorff steht ein volles Glas, vor Reuter ein geleertes. Bardey hebt warnend den Finger und sagt zu Reuter gwendet: „Aber, aber lieber Doktor, schon zwei Flaschen . . .!“

Da lacht Frikking sein ansteckendes Lachen und sagt mit unwiderstehlichem Humor: „Ja, ja, mien leiw Herr Bardey, Sei ahnen gor nich, wat so'n Verleger ut Wismar in roden Rotwin leisten kann!“ Bardey lachte nun auch mit, denn er wußte recht gut, daß Hinstorff fast ganz abstinente lebte und höchstens ein Glas Wein mit Wasser vermischt trank.

\*

### Wie sich's trifft.

Im Mai 1873 versammelte sich in dem am Markt gelegenen Wirtshause des Städtchens Friedland in Mecklenburg eine fröhliche Gesellschaft, in ihrer Mitte als gefeierter Gast Frik Reuter. Im Laufe des heiteren Abends wurde von einer Dame an Reuter die naive Frage gestellt, wie es eigentlich die Dichter machen, wenn sie dichten. Reuter erhob sich und gab aus dem Stegreif, schlauerartig zur Antwort:

„Wie ich dichte, willst du wissen?  
Zwar nicht gerne geb ich's kund,  
Doch du sprachst mir zum Gewissen  
So vernimm den wahren Grund.  
Erstens nehm ich einen Bogen  
Ganz gewöhnliches Papier  
(Einen Pfennig nur der Bogen)  
Und den Bleistift wick ich mir  
Und so wandern wir nun dreie  
— nämlich ich, Papier und Stift —  
Rohlgemut hinaus ins Freie,  
Wie der Weg sich arade trifft.  
Langsam geh ich hi nund wieder,  
Sinne dies und dente das,  
Sehe mich zulezt wohl nieder  
In das weiche Wiesengras.  
Hörh! Da hör ich's lustig plaudern  
Hurtig, wie die Stimme spricht,  
Schreib ich's nieder ohne Zaudern,  
Und so mach ich ein Gedicht.“

\*

### „Dat impentert!“

Eins der Urbilder des löstlichen „Entpeters“ Bräsig aus Reuters „Stromid“ war ein aus der Ufermark stammender Inspektor Wieje, der ganz in Bräsigcher Manier dahergeredet pflegte. So soll er zu einem anderen Inspektor namens Scheder, der ebenfalls als Urbild Bräsig's gilt, gelagt haben:

„Ich begreife nicht, lieber Scheder, wie du dein Lüd mit dein Blattbüsch so in Resong haben kannst. Ich liebe es, meine Lüd zu impentieren. Wenn ich hochdeutsch sprech, denn strah sie da, rieten Maul und Ohren auf, die ensfante Brut. Dat impentert!“

Oder Wieje veriorach, Krebsje mitzubringen: „Bei uns in die Been' is all vull. Sie sünd nich groß, awer man lütt, un sie traweln man so in die Penn' rümmer. Ich werde wed hölkern laten. Sei sünd nu gut. Wi schreiben September mit „r“, denn sünd sie gut. Würden wi September ahn „r“ schreiben, denn wren sie nicht gut!“